

„Es wäre gefühlt“ - der Konjunktiv als psychopathologische Kategorie

von Manfred Kalin
Inhaber der Dialogheilpraxis Kalin
www.therapie.de/psychotherapie/kalin

Ursprünglich sind die Lebensäußerungen, die wir Gefühle nennen, Lokomotionen, Bewegungen aus einem Mangelzustand hinüber in seine vorübergehende Behebung. An dieses Prinzip bleiben wir lebenslang gebunden. Ebenso ursprünglich ist die Verknüpfung von Liebe und Sättigung und Hunger mit Hass.

Beider Ursprünglichkeit endet in milder Verlaufsform mit dem ersten „Ich“-Sagen des Kindes, also mit dem erlangten Wissen, dass der Hunger immer wieder komme und zu seiner Behebung eine Anstrengung nötig sei, die, wie wir erst später erfahren, gemeinschaftlich-arbeitsteilig erbracht werden müsse.

Beim Kleinkind ist Sättigung und Hunger auf sein ganzes Körpererleben bezogen; kein Kleinkind weiß von seinem Bauch, von der Zeit als einer Erlebniswegstrecke, in der oder auf der Hunger entsteht, von der Dauer einer Sättigung.

Mit dem ganzen Körpererleben des Kindes ist auch und vorrangig der sprichwörtliche Hunger nach Berührung, Hautwärme, Rhythmhören des Herzschlages der Mutter und die Erfahrung des körperlich Getragen-Werdens verbunden. Arno Gruen formuliert es sehr drastisch: „Der Schmerz darüber, nicht angenommen zu werden, ist sehr wahrscheinlich bei manchen Kindern die Ursache des sogenannten plötzlichen Kindstods.“¹ Angenommen zu werden ist merkwürdigerweise nur in der poetischen Sphäre öffentlich beschrieben zu finden, etwa in dem Gedicht von Hilde Domin:

Dein Ort ist
wo Augen dich ansehen.
Wo Augen sich treffen
entstehst du.

¹ Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität, Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität, München, 5.durchgesehene Auflage 1993, S. 17

Es gibt dich
 weil Augen dich wollen,
 dich ansehen und sagen
 daß es dich gibt.

Es gibt also einen Hunger danach gesehen zu werden und gleichzeitig für jede pflegende Person, gewöhnlich die Mutter die Erfahrung eines verwirrenden Paradoxons, das darin besteht, dass niemand egoistischer ist als ein Kleinkind und niemand die Erlebnisse der anstrengenden Pflege mehr benötigt, als dieses. Das lebens- und überlebensnotwendige Lernprogramm, das jedes Kleinkind durchläuft nenne ich Fühlen-lernen durch Vor-Fühlung eines durchschnittlich zuverlässigen mütterlichen Menschen.

Das Personalpronomen „Ich“ im Satz: „Ich habe mich“ den ein Erwachsener durch seine innere Mutter zu sich selber sagen kann ist nicht wahr, wenn nicht zuvor der Satz galt:

„Du bist der, den ich mir vorstelle, weil meine Mutter mich an Dich/Dich an mich erinnert.“

Diesen Satz bitte zweimal laut lesen und nachschmecken. Dann berührt er uns. Der Satz hat eine Mehrfachbedeutung, die in mehrere „Fachgebiete“ hineinreicht und zwar von der Poetik über die Psychopathologie zur systemischen Therapie und weiter zur Neurophysiologie, denn Fühlen-lernen auch unter Mislingensbedingungen stellt einen direkten Eingriff in die Synapsenausbildungen des kleinkindlichen Gehirns dar:

„Die zweite Hälfte des ersten Lebensjahres ist für die Entwicklung der Regulationsfunktionen von emotionalen Abläufen außerordentlich wichtig. In dieser Zeit ist das Kind vermehrt darauf angewiesen, mutuellen Blickkontakt, Vokalisierungen und Lächeln im Sozialkontakt zu erleben. Denn hierbei erlebt es starke Gefühle emotionaler Erregung, die von der primären Pflegeperson mitgestaltet und moduliert werden. (...) Beim speziesspezifischen Trennungs- und Wiedervereinigungsverhalten greift die primäre Betreuungsperson über das Opioidsystem des Kindes direkt in dessen Gehirnfunktion ein.“²

2 Bürgin, Dieter: Dreiecksgeschichten in der Kindertherapie, in: Metzmacher, Bruno; Wetzorke, Friedericke (Hrsg.): Entwicklungsprozesse und die Beteiligten, Göttingen 2004, S. 112

Gefühlsbefähigung nur durch ausreichende Streichelerfahrung

Es ist unvorstellbar, aber wahr: nicht gestreichelte, nicht gemeinte Kinder sterben, wenig gestreichelte Kinder entwickeln unter ungünstigen Umständen einen lebenslangen Berührungs- und Körperhunger, in unvorhersehbaren, plötzlich eintretenden Situationen gestreichelte Kinder können den Wunsch entwickeln, ihren Körper künftig unfühlbar zu machen, weil der Zustand des „endgültig“ Unföhlbar-Seins ihnen weniger Angst bereitet, als der willkürliche Eingriff an unbekannter Körperstelle oder der schlagartige Blick des Anderen.

Die schlimmste Vorstellung, also Vor-föhlung für einen menschlichen Leib ist die des rhythmuslosen Leibes ohne die erarbeitete Chance der selbständigen Wiedererkennung, auf die er stolz wäre.

„Ich erinnere mich an eine österreicherische Psychologiestudentin, die sich uns auf einer Wanderung in den Schweizer Alpen angeschlossen hatte. Als wir den Fuß eines Gletschers erreichten, lief sie plötzlich voraus, rannte zum Gletscherrand und verschwand zwischen den riesigen Säulen aus Eis. (...) Zu unserer großen Erleichterung tauchte sie plötzlich wieder auf. Sie sagte uns, daß sie ein unerklärlicher Impuls dazu getrieben habe, eine Eissäule zu suchen und sie mit den Armen zu umfassen. Sie habe dann eine geeignete gefunden und sie sehr lange umarmt. Sie wisse selbst nicht warum. Als sie mir später von ihrer Mutter erzählte, die in ihren ersten beiden Lebensjahren jeden Körperkontakt mit ihr vermieden habe, verstand ich, daß sie unter den Säulen ihre eiskalte Mutter gesucht hatte. Sie wollte - unter Einsatz ihres Lebens - die Mutter wärmen.“³

Gruen beschreibt damit die tröstliche und jegliche Psychotherapie überhaupt möglich machende Tatsache, dass Kinder selbst aktiv nach Wärme suchen, manchmal lebenslang.

³ Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität, München 5.durchgesehene Auflage 1993, S. 121

Was richtet die Erfahrung eines unfühlbar gemachten eigenen Körpers an?

Kinder und aus ihnen Erwachsene mit unfühlbar erlernten Körpern, also diejenigen, die fühlen lassen oder zu fühlen getäuscht worden zu sein sich erleben und nur die Möglichkeitsform kennen, also über Gefühle fühlen, als seien es nicht die eigenen, verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit. Ihnen gilt der Titelgedanke vom Konjunktiv als psychopathologischer Kategorie. Die Unentschiedenheit des konjunktivistischen Verbs, nicht zwischen der Möglichkeit eines Faktums und seiner eingetretenen Bestimmtheit sich festlegen zu wollen, aber beides gemeint haben zu können, kehrt sich bei „Es-wäre-geföhlt-Menschen“ mit Als-ob-Geföhlen in eine doppelte Verneinung um, was sie besonders gut vor dem Entdecktwerden schützt.

Geföhle, und was sie bedeuten mögen, sind bei ihnen endgültig festgelegt, geradezu festgeföhren, durchmoralisiert, berechnet und nur außerhalb der Leiber, die sich ihnen räumlich gegenüber befinden, zeitverzögert zu beschreiben. Die dabei stattfindende Selbst- und Fremdtäuschung in einem Akt, ist auch eine Drittentäuschung, denn der Dritte, der das Reden dieser nun erwachsen gewordenen Menschen hört, meint, beide redeten über das, was sie gerade fühlen und föhlteten und sieht sich wenn überhaupt, mit geraumer Zeitverzögerung getäuscht.

Arno Gruen zitiert aus einem Buch von G.di Lorenzo: „Mein Traum ist ein Traum von vielen.“ Reinbek 1984, Seite 147 über Stefan, einem politischen Straftäter, folgendes: „Im Grunde genommen ist die Menschheit schlecht und egoistisch. Meine Freunde und ich schließen sich ab. Freundschaft ist der höchste Wert im Leben. Wenn ich meine Freunde charakterisieren soll, dann fallen mir drei verschiedene Typen ein: Reiche, Leute aus der Halbwelt und Drogenfreaks... (Mein Freund) lebt noch mit seiner Familie zusammen. Die himmeln ihn völlig an, er ist der Mann im Haus. Er läuft da mit nacktem Oberkörper herum und wird richtig bewundert...

Zwischendurch läßt er sich von Frauen aushalten. Denen nimmt er dann alles ab, was die haben; und haut dann wieder ab. Eigentlich ist er ihnen gegenüber wirklich ein Schwein... Ein Mann, der nicht fremdgeht, ist kein richtiger Mann. Die Frauen suchen

immer irgendwie den starken Mann. Aus dem Alter, wo Frauen für mich etwas wichtiges darstellen, bin ich inzwischen raus... Natürlich bin ich irgendwo sehr abhängig von den Frauen. Aber das ist doch nichts anderes als der Trieb. Eine gute Freundschaft unter Männern ist mehr wert als jedes Mädchen.“⁴

Derselbe Stefan gibt noch zu Protokoll:

„Meine Eltern lieben uns über alles... Wir haben nie über Schwierigkeiten gesprochen, höchstens, wenn alles schon zu spät war. Man ist nie aufeinander zugegangen. (...) Meine Eltern haben Fehler gemacht, ein echtes Problem. Warum und welche, **weiß ich nicht genau**. [Hervorhebung durch M.K] Ich kann mich nicht erinnern, daß zwischen mir und meinen Eltern irgendwelche Zärtlichkeiten abgelaufen sind.“⁵

„Stefan spricht hier“, schreibt Gruen weiter, „in gefühlsbetonten Phrasen, aber ohne jedes Bewußtsein für die Widersprüche. Er kann stolz sagen, „meine Eltern liebten uns über alles“, und im selben Atemzug vermißt er ihre Zärtlichkeit. Er gebraucht die Worte um ihrer Wirkung willen [die Drittentäuschung], aber ohne jeden Bezug zu inneren Vorgängen.“⁶

Schlussbemerkung

Um nicht eine der möglichen Nachdenkweisen des Lesers von vornherein einzuengen, verzichte ich an dieser Stelle auf eine Konklusion. Dadurch ist gesichert, dass die beibehaltene Empfindung nach dem Erlöschen der kognitiven Anstrengung diesen Kurzaufsatz zu lesen, ebenso zu Schmerz wie zu Lust führen kann, je nach Einfühlungsstand des Lesers in seine eigene Lebensgeschichte. Eine für alle Leser gleichermaßen gültige Nutzenanwendung wäre vordergründig stringent, aber für unsere Lebensinteressen abstrakter Mist, der befehligte, Interpretationsweisen an eine Machthierarchie dessen, was die „meisten“ meinen, zu binden.

4 Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität, München, 5. durchgesehene Auflage März 1993, S. 112

5 Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität, München, 5. durchgesehene Auflage März 1993, S. 110

6 Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit: eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität, München, 5. durchgesehene Auflage März 1993, S. 111